

# Industrie + Kultur = Industriekultur?

Zur Inflation eines Begriffes

AXEL FÖHL

---

## ZUSAMMENFASSUNG

Seit etwa 1970 wird in Deutschland der Begriff ‚Industriekultur‘ verwendet, seither mit steigender Tendenz zu einem inflationären Gebrauch. Der vorliegende Beitrag macht einen Vorschlag, wie der Themenbereich auf einen plausiblen Kern präzisiert werden kann. ‚Industriekultur‘ ist danach die Gesamtsumme der Aktivitäten und Leistungen aller am Industrialisierungsprozess Beteiligten sowie die wissenschaftliche Tätigkeit der Erforschung und Darstellung dieses Feldes unter Einbegriff denkmalpflegerischer und musealer Methoden. Die Entwicklung dieses Sektors seit etwa 1900 zeichnet der Beitrag nach.

## Industriekultur als Gegenstand der Denkmalpflege, eine hundertjährige Geschichte

„Leitkultur, Willkommenskultur, Unternehmenskultur, – unsere Zeit scheint stets bereit, einem Konzept, einem Verhaltenskodex oder einem politischen Postulat das Suffix „Kultur“ anzuhängen, vermutlich um den jeweiligen Sachverhalt auf die Ebene gesellschaftlich beglaubigter Aktivitäten emporzuheben. Hier soll mit dem gebührenden geschichtlichen Vorlauf dem Begriff „Industriekultur“ nachgegangen werden, von dem der Verfasser glaubt, er werde doch etwas allzu häufig in die Runde geworfen.

Wie viele andere Prozesse nach dem Beginn der ‚Industriellen Revolution‘ auch, so hat sich die Beschäftigung mit eben dieser ‚Industriekultur‘ nach einer eher langsamen Anlaufphase zwischen dem Beginn des 20. Jahrhunderts und dem Zweiten Weltkrieg sodann ein wenig beschleunigt, um seit etwa 1960/70 in raschere Bewegung zu geraten – gerade so wie die industrielle Entwicklung selbst, deren Innovationsraten sich ja auch exponentiell beschleunigten (und noch beschleunigen). „Das Industriezeitalter ... produziert seine Vergangenheit schneller als vergangene Zeiten“ zitierte „Der Spiegel“ 1983 den Autor.<sup>1</sup> Man könnte auch sagen, es hat seine Vergangenheit mit industrieller Geschwindigkeit produziert.

Die Sachwalter der Historie in Hochschulen, Denkmalämtern und Museen haben sich ihrerseits mit unterschiedlicher Geschwindigkeit auf diesen Sachverhalt eingestellt. Unter Berufung auf ältere Vorbilder, etwa die Schule der „Annales“<sup>2</sup> im Frankreich der 1930er Jahre, schwenkte auch die deutsche Geschichtswissenschaft Ende der 1960er Jahre schwerpunktmäßig mehr auf die Felder Sozial-, Wirtschafts-, Technik- und Alltagsgeschichte über<sup>3</sup> und lieferte so den wissenschaftlichen Hintergrund für eine Methodologie der Industriedenkmalpflege, so wie die sich entwickelnde Kunstwissenschaft im Verlauf des späteren 19. Jahrhunderts zur Mutterwissenschaft einer Bau- und Kunstdenkmalpflege geworden war.

Im Verlauf dieses jahrzehntelangen Prozesses tauchte ab etwa 1970 der Begriff ‚Industriekultur‘ auf. Weder in der vorzüglichen sechsten (1905), noch in der neunten (1980) Auflage von Meyers Großem Konversationslexikon ist dieses Lemma zu finden. Etwas mehr als zwanzig Jahre später, im Jahr 2004, verzeichnet das Internet dagegen nicht weniger als 47.800 Belege für diesen Begriff, dreizehn Jahre später sind daraus über 800.000 geworden. Allein diese Zahlen weisen bereits auf einen inflationär gewordenen Umgang mit Wort und Inhalt hin. Es ist heute nahezu unmöglich, noch einen präzisen Bedeutungskern dieses Begriffes auszumachen. Das Spektrum reicht vom Titel eines Volkshochschul-Seminars zur Arbeiterkultur bis zum Abspielen eines Hindemith-Konzertes in der Abstichhalle eines stillgelegten Hochofens. Auch kann man unter dieser Überschrift eine ‚Konzertgrubenfahrt‘ auf die 1062-Meter-Sohle des Halturner Steinkohle-Bergwerkes „Auguste-Viktoria“ im nördlichen Ruhrgebiet unternehmen, um sich die „Meister von Morgen“ musikalisch zu Gemüte zu führen.

Es verrät dies eine Bedeutungsbreite, die interessanterweise dem Begriff von Anbeginn innewohnen schien. Hermann Glaser, 1928 geborener Schul- und Kulturdezernent Nürnbergs von 1964 bis 1990, hat mit einer Reihe von Publikationen und der Etablierung eines „Centrum Industriekultur“ in dieser Stadt Grundlagen zur Definition dieses Begriffes gelegt. Es zeigt sich, dass es von vornherein um eine extrem breite Auslegung des Terminus geht. So wird beim Studium der Buchreihe, die anfänglich er, später er mit anderen herausgab, deutlich, dass es eigentlich um die gesamte Kulturgeschichte des Industriezeitalters gehen sollte, zu der der Herausgeber des Hamburg-Bandes 1984 selbst noch die Musikkultur des Hamburger Biedermeier zählte.<sup>4</sup>

Mit einer solchen Begriffsweite konnte die Denkmalpflege nicht arbeiten, geht es doch bei ihr stets primär um die dingliche, dreidimensionale und authentische Hinterlassenschaft und hier wieder im engeren Sinn um die gebaute und fest mit den Bauten verbundene historische Substanz. So kristallisierte sich ab 1970, vor allem im schwerindustrialisierten Westen der Republik, ein mit dem „Nordrhein-Westfalen-Programm 1975“<sup>5</sup> auch landespolitisch entschieden geförderter Arbeitsbegriff in einer Industriedenkmalpflege heraus, der die schätzenswerten Zeugnisse der Industriekultur in den dinglichen Hinterlassenschaften aller am Indus-

trialisierungsprozess Beteiligten vom Konzernherrn bis zum Schrankenwärter sah – „die für die technische und wirtschaftliche Entwicklung des Landes charakteristisch sind“<sup>6</sup>: die Bauten, Anlagen und Produkte also, die in Deutschland ab etwa 1835, der von Walt Rostow so genannten „take-off-Phase“, die jede Industrialisierung einleitet, entstanden waren.

Was die Terminologie anbetrifft, können ‚Technische Denkmale‘ auch vorindustriellen Epochen entstammen, die Benennung ‚Industriedenkmal‘ hingegen trägt eindeutig den Stempel ihrer Entstehungszeit im Begriff selbst. Demzufolge ist klar, dass auch eine ‚Industriekultur‘ ein Terminus post quem sein muss.

Vielleicht ist es an der Zeit, diesen Begriff in Zeiten, da er inflationär zu werden droht, analytisch anzugehen und die allzu diffuse Aura zu beschneiden, die ihn mittlerweile umgibt.

2009 schrieb der Autor im „Jahrbuch der Rheinischen Denkmalpflege“:

*„‘Industriekultur‘ ist – als Resultat von Erforschung und Erhaltung – die Summe von für die Entwicklung industrieller Lebensformen spezifischen Objekten, seien es Strukturen, Gebäude, Archivalien oder Produkte, also Dingliches – eben die Kultur (im angelsächsischen Sinne) des abgelaufenen Industriezeitalters. Es sind diese Objekte insofern als Hinterlassenschaften zu bezeichnen, als es sich beim Industriezeitalter zumindest hierzulande um eine im Wesentlichen abgeschlossene Epoche handelt, obgleich auch in unseren, sprich Nordhalbkugel-Breiten natürlich auch weiterhin das ein oder andere industriell produziert wird, vorzugsweise in den Weiterverarbeitungs- und Veredelungsbereichen. Nur eben hat diese industrielle Produktion nicht mehr die ursprüngliche Kraft, als Leitmotiv die gesellschaftlichen Verhältnisse hinreichend charakterisieren zu können, eine Kraft, die bereits begann verlorenzugehen, als nach dem Zweiten Weltkrieg die Zahl der Arbeiter von der der Angestellten überflügelt wurde. Die Prozesse des Umgangs mit den unter diesen Gesichtspunkten ausgewählten Objekten können schlechterdings nicht ebenfalls ‚Industriekultur‘ heißen, spielen sich diese doch per definitionem in einer definitiv post-industriellen Epoche ab. Objekte von Schutz und Erhaltung werden diese Strukturen, Bauten und Produkte ja in aller Regel erst dann, wenn sie aus ihren bisherigen Nutzungsformen entlassen worden sind. ‚Industriearchäologie‘ hat in Anlehnung an den angelsächsischen Sprachgebrauch (‘Industrial*

*Archaeology<sup>4)</sup> lange Zeit die Tätigkeit der Ausfindigmachung, Erforschung und selektiven Erhaltung von Zeugen der Industrieepoche bezeichnet, wenn man auch einräumen muss, dass dieser Terminus außerhalb Großbritanniens nie zur alltäglichen Vokabel geworden ist.<sup>47</sup>*

Ein Jahr später, 2010, liefert Klaus Pirke<sup>8</sup> eine weitere, im Sinne des vorher Gesagten brauchbare Definition:

*„Was also ist Industriekultur? Oder präziser gefragt – was sind diejenigen Definiens zur Benennung dieses fraglos facettenreichen Phänomens, die für eine Angewandte Industriekulturforschung, die wiederum ihre Erträge dann tatsächlich gewinnbringend in gesellschaftlich-planerische Prozesse einbringen will, relevant sind? Welche Definition ist angemessen klar und handhabbar, um die berechtigte Forderung nach einer Industriekultur als zukunftsorientiertem Weiterdenken einlösen zu können, ohne dabei gegen den Grundsatz zu verstoßen, dass Geschichte dysfunktional, „zwecklos nützlich“ bleiben muss? Als Grundlage einer Angewandten Industriekulturforschung im geschilderten Sinne erscheint vorläufig die folgende Begriffsdefinition geeignet: Industriekultur ist die umfassende Geschichte des Industriezeitalters mit seinen typischen Lebens- und Gesellschaftsformen und den dazugehörigen Werthaltungen. Sie ist die Geschichte und heutige Ausprägung der industriellen Kulturlandschaft; Industriekultur ist auch Industriedenkmalpflege, die ihre industriegeschichtlichen Objekte konservatorisch behandelt, ohne sie zu ästhetisieren. Industriekulturforschung befasst sich des Weiteren auch mit stärker funktionalen Aspekten im Zusammenhang mit der Industriekultur: Dies sind beispielsweise deren oben beschriebene öffentliche Wahrnehmung und damit verbunden identifikatorisch-integrative Prozesse, ohne dass diese Aspekte hier explizit als Teil einer Begriffsdefinition ‚Industriekultur‘ behandelt werden sollen – sie, die Wahrnehmungs- und Identifikationsprozesse, sind dabei keinesfalls von untergeordnetem Interesse. Jedoch erscheint es sinnvoller, die funktionalen Aspekte eher eigenständig mit ‚Funktion/Rezeption von...‘ oder ‚Umgang mit Industriekultur‘ zu benennen und dadurch auch hier für Schärfe statt begrifflicher Diffusion zu sorgen.“*

Walther Müller-Jentsch lieferte 1989 bereits seine Annäherung an den sperrigen Begriff der Industriekultur: „Industriekultur ist „nicht das, was die

Deutsche Bank mäzenatisch fördert und BMW sponsert.“<sup>9</sup> Müller-Jentsch thematisiert damit schon 1989 pointiert die Diskrepanz zwischen den vielfältigen Inwertsetzungen einer nur unscharf umrissenen populären Industriekultur und einer jüngeren wissenschaftlichen Abgrenzung des Begriffs seit Hermann Glaser; dabei stand Müller-Jentsch für eine kapitalismuskritische und – besonders darin unterschied er sich vom Ansatz Glasers – recht weit gefasste Definition, die Industriekultur zunächst als die rezente westliche Kultur an sich begreift und den Artefakten dieser Kultur einen nur untergeordneten Stellenwert zuschreibt.

*„Industriekultur im weitesten Sinne schließt auch die Artefakte, die dinglichen und sichtbaren Produkte der Menschen im Industriezeitalter ein, also jene mittlerweile bereits in Industriemuseen zur Schau gestellten Maschinen, Apparaturen, Verkehrsmittel und so weiter ... Industriekultur im engeren Sinne meint dann die für das Industriezeitalter typischen Verhaltensstile, Wertmuster, Bedeutungs- und Sinngehalte von Überlieferungen und Bräuchen, meint Weltanschauungen, Wertordnungen und Kunstformen.“<sup>10</sup>*

Auch der Autor kam zwölf Jahre später nicht umhin, Industriekultur ex negativo zu definieren, als er 2001 seine bekannte Kritik formulierte: „Eines ist Industriekultur sicher nicht: Hindemith in der Abstichhalle.“<sup>11</sup> Blicke also die Frage: Was ist Industriekultur dann, wie lässt sich der Begriff im Sinne der oben skizzierten Aufgaben positiv definieren? Was wären zentrale Merkmale, was kann hingegen im Sinne der Schärfe, Nutzbarkeit und Anwendungsorientierung des Begriffs vernachlässigt werden, ohne dadurch den Fehler zu begehen, eine quasi eklektizistische, nur Versatzstücke aus der definitorischen Debatte nutzende „Begriffs-Schimäre“ zu schaffen?“

Hören wir weiter Klaus Pirke 2010:

*„In der Forschungslandschaft scheint man sich hinsichtlich des vielschichtigen Phänomens Industriekultur vor allem in einer Hinsicht einig: Sie, die Industriekultur, bleibt definitorisch problematisch. So beklagte Ulrich Borsdorf bereits 2000 eine gewisse Diffusion des Begriffs; er plädierte dafür, zukünftig darunter die Geschichte des Industriezeitalters einerseits und die Industriedenkmalpflege andererseits als zwei ‚Modi der Geschichtskultur‘ zusammenzuführen. Hinsichtlich der Industriedenkmalpflege betonte er im Sinne eines ‚Stehen-Lassens‘ und ‚Ver-*

stehen-Lassens‘ den hohen Stellenwert der aufklärenden Deutung der Denkmale als Bestandteil eines zukunftsfähigen Industriekulturbegriffs.

Aus etwas anderem – industriedenkmalpflegerischem – Blickwinkel argumentierte Axel Föhl allerdings 2005, dass zwar die Auswahl aussagefähiger Denkmale des Industriezeitalters, nicht jedoch der anschließende Umgang mit diesen Objekten, mithin auch eine als häufig bezugslos kritisierte Eventkultur um diese Denkmale, als Industriekultur bezeichnet werden könne. Auf der Suche nach einem handhabbaren Industriekulturbegriff erscheint es nun sinnvoll, sich nach der Berücksichtigung der Geschichte und der dazugehörigen Artefakte (nicht nur baulicher Art) als Definiens noch einmal den wichtigsten Definitionsversuchen zuzuwenden und sie grob zu klassifizieren: Im Wesentlichen resultieren die Definitionen aus einem engeren Grundverständnis einerseits und einem weiteren Verständnis von Industriekultur andererseits.<sup>412</sup>

Ausgehend von Pirkes Aussage, Industriekultur ist auch Industriedenkmalpflege, die ihre industriege-schichtlichen Objekte konservatorisch behandelt, soll hier ein kurzer Überblick über die Entwicklung dieser Disziplin folgen:

Kurz nach der Wende zum vorletzten Jahrhundert hat sich die Erhaltung damals so bezeichneter ‚technischer Denkmäler‘ oder auch ‚technischer Kulturdenkmäler‘ entwickelt. Hintergrund der damals einsetzenden Bemühungen war vor allem das Bestreben des Ingenieurstandes, mit seinen Leistungen in den Kanon des gesellschaftlich Anerkannten aufgenommen zu werden.<sup>13</sup> Mit Blick auf Oskar von Millers Gründung des „Deutschen Museums von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik“ im Jahre 1903 (eröffnet 1925) stellt Ulrich Linse 1986 fest: „Die kulturelle Integration der Technik durch ihre Erhöhung zum museumswürdigen Thema diente dabei nicht zuletzt der sozialen Anerkennung der Ingenieure.“

Vor diesem Hintergrund wurden in ganz Europa einzelne Objekte technisch-ingenieurmäßiger Leistungsfähigkeit erhalten: das 1849 vollendete Dampfpumpwerk „Cruquius“ am Haarlemer Polder in den Niederlanden zum Beispiel gehörte 1934 ebenso dazu wie die Translozierung des ebenfalls dampfgetriebenen ‚neugotischen‘ Schwarzenberg-Gebälges von 1831 auf die Halde des Freiburger Lehrbergwerks „Alte Elisabeth“ im Jahr 1938. Nicht ganz unerheblich war dabei die Tatsache, dass



Abb. 1: Bilanzierung eines knappen Vierteljahrhunderts Industriedenkmalpflege im Jahre 1990 unter Verweis auf die Defizite und Hinweise auf Problemlösungen

beide technischen Großaggregate neben der selbstverständlichen Erfüllung ihrer Funktionen zusätzlich aus der Architektur des 19. Jahrhunderts entlehnte Gestaltungsformen aufwiesen: Beide trugen deutlich Züge einer Stilarchitektur.

Gut dreißig Jahre später erleichterte ebendiese Eigenschaft des gestalterischen „Mehrerts“ die Erhaltung der Maschinenhalle der Schachanlage Zollern 2/4 in Dortmund: sie wurde als ‚Jugendstilhalle‘ dem Überleben anempfohlen.<sup>14</sup> Aus heutiger Sicht liegt ihre Bedeutung aber weit eher in der Tatsache, dass hier ein industrieller Zweckbau primär in den ‚architekturfreien‘ Formen des Stahlfachwerkbauwerks errichtet wurde (wie übrigens zur gleichen Zeit der lange vollkommen unbeachtet gebliebene ‚curtain-wall‘-Fabrikbau der Firma Steiff in Giengen an der Brenz von 1902, neun Jahre vor der mittlerweile zum UNESCO-Welterbe gehörenden ‚Fagus‘-Fabrik, errichtet von Walter Gropius).<sup>15</sup> Darüber aber bereits hinausgehend hatte die Zeit bis zum Zweiten Weltkrieg unter dem Einfluss der Heimatschutzbewegung, die den Denkmalschutz auf außer-künstlerische Objekte hinwies, auch nicht

ausdrücklich architektonisch gestaltete Objekte, also Produkte ‚anonymer Architektur‘ der vorindustriellen Technikwelt, ins Auge gefasst – mit Objekten wie Weintorkeln, Notställen, Wind- und Wassermühlen. Ab den 1920er Jahren häufen sich dann in ganz Deutschland Publikationen und Erhaltungsbemühungen von vorindustriellen Objekten, stets unter dem Begriff „technische Kulturdenkmäler“ geführt, in einer Zeit, da erkennbar endgültig die Zeugen herkömmlicher Produktionsweisen moderneren Techniken Platz machen mussten.<sup>16</sup>

### Industriedenkmalpflege nach 1945

Wie weiter oben ausgeführt, bereitete – nach einer Phase der denkmalpflegerisch in Deutschland bitteren Bilanzziehung der Kriegsverluste – der Paradigmenwechsel der Geschichtswissenschaft ab etwa 1965 den Boden für die Frage, ob denn neben

Schlössern und Kirchen – den ‚Kunstdenkmälern‘ also – nicht auch Fabriken, Zechen und Bahnhöfe in den Arbeitsbereich der Denkmalpflege gehörten. Erstaunlich ist die Verzögerung dieser Erweiterung des Denkmalbegriffes eigentlich insofern, als doch bereits am Beginn des 20. Jahrhunderts ‚Kirchenheilige‘ einer Denkmaltheorie wie Alois Riegl die Doppelnatur des Denkmals als Zeugnis des Ästhetischen, aber auch Historischen formuliert hatten, ganz zu schweigen davon, dass mit dem Begriff des „Alterswertes“ bereits damals eine frühe Mahnung an alle Rekonstruktivisten erging, die heute so eifrig nicht mehr erhaltene Vergangenheiten wiedererstehen lassen wollen, die dann naturgemäß bar jeden Alterswertes sein müssen.

1970 war dann aber der Schritt getan. Auf dem Deutschen Kunsthistorikerkongress in Köln wurden Referate über Arbeitersiedlungen gehalten. 1971 erschien die erste Dokumentation des Landeskonservators Rheinland zu ebendiesen Arbeitersiedlungen.<sup>17</sup> Gegen Ende der Sechziger Jahre hatte der Kunsthistoriker und Inventarisator Roland Günter vom selben Amte Fabriken in die Oberhausener und Mülheim/Ruhr-Denkmalliste eingeschrieben. Er nahm damit eine im Rheinland begründete, aber völlig verschüttete Tradition wieder auf, die bereits im Jahre 1910 mit einem revolutionären Themenheft des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz mit dem Titel „Geschichtliche und neuzeitliche Industriebauten“ begonnen hatte.<sup>18</sup>

Bemerkenswert ist dabei übrigens eine klar didaktische Ausrichtung mit der Gegenüberstellung „Geschichtliche Industriebauten“ und „neuzeitliche Industriebauten“, dieses in der Absicht, mit positiven Vorbildern auf eine als unbefriedigend empfundene Qualität zeitgenössischen Industriebaus einzuwirken – die Bestrebungen des 1907 gegründeten Deutschen Werkbundes waren hier nicht fern.<sup>19</sup>

Seit 1973/74 gibt dann es spezifische ‚Industriedenkmalpfleger‘ in fachlich einschlägigem Sinne in Nordrhein-Westfalen: die Denkmal-Erfassung richtet sich nun definitiv auf die Zeugen der Industrialisierung diesseits des Windmühlenzeitalters, also auf Bauten ab etwa 1830. Mit inhärenter Logik schritt die Industriedenkmalpflege, die bald in einigen Denkmalämtern auch außerhalb Nordrhein-Westfalens mit Spezialisten betrieben werden sollte, fast zwangsläufig analog zum Gang der historischen industriellen Entwicklung voran: vom Wasserturm und der Seidenweberei hin zu den Zeugen der Groß- und Schwerindustrie mit flächenkonsum-

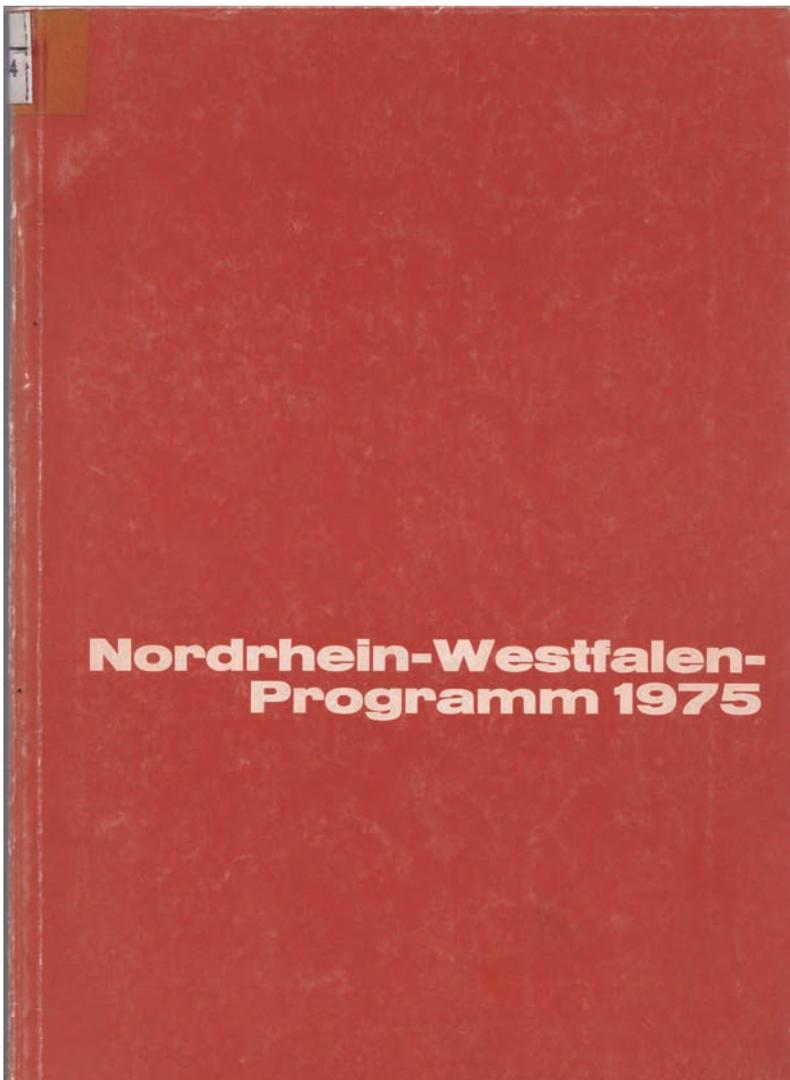


Abb. 2: Das 1970 von der nordrheinwestfälischen Landesregierung veröffentlichte Aktionsprogramm 1970 – 1975 mit der kulturpolitischen Agenda zu einer programmatischen Industriedenkmalpflege

mierenden Gebilden wie Hüttenwerken, Kokereien und Steinkohlenzechen.

Was jetzt folgt, würde ich überschreiben mit so etwas wie ‚Die Geburt der Industriemuseen aus dem Geist der Industriedenkmalpflege‘.

In den Karteikästen der Denkmalämter sammeln sich ab etwa 1970 Objekte aller Gattungen und Größenordnungen. Landesweite Fragebogenaktionen hatten den Anfang gemacht und erste Hinweise geliefert, wieviel trotz Weltkriegszerstörungen und Modernisierungswahn der 1960er Jahre doch noch übriggeblieben war. Bislang unbekannte Werke namhafter Architekten im Felde des Industriebaus wurden entdeckt (Hermann Muthesius‘ Seidenweberei im rheinischen Kerken beispielsweise) – ein Prozess, der übrigens bis heute nicht abgeschlossen ist – und immer wieder stießen die Inventarisatoren der Fachreferate auf komplette Werksensembles, die unbeschadet die Zeitläufte überdauert hatten, oder fanden unversehrte Dampfmaschinenzentralen mit voller Ausstattung. Eine gewerbliche Weiter- oder Neunutzung – moderne Produktion mittels historischer Maschinerie – schied in solchen Fällen grundsätzlich aus, erste Ansätze unter dem Motto „Living Museum“ in England erwiesen sich bis auf wenige Ausnahmen als undurchführbar.

Nahe lag hingegen der Gedanke, einige besonders aussagekräftige Anlagen zu zugänglichen Industriedenkmalen, also zu einer Art Industriemuseum im Industriedenkmal werden zu lassen. Das Grundkonzept dabei war, dass die historischen Fabriken selbst das Exponat darstellten, dass die komplette Erhaltungssituation sie zu umfassend aussagekräftigen Zeugen der Vergangenheit einer Region, einer Branche, einer Herstellungstechnik oder spezifischer Arbeits- und Lebensformen des Industriezeitalters werden lassen würde.

Nicht, dass das Konzept der musealen ‚Käseglocke‘ über einem wichtigen historischen Industriezeugnis in den späten 1970er Jahren so neu war: in Großbritannien, das sowohl mit der industriellen Revolution als auch mit der historischen Aufarbeitung dieser Epoche dem Kontinent voraus war, diskutierte man seit den 1960er Jahren Konzepte wie „Living Museum“, in denen man in authentischer Umgebung historisch-getreue Werksprozesse vorführen wollte. Erste Ansätze unter diesem Motto erwiesen sich aber bis auf wenige Ausnahmen als undurchführbar. In Ironbridge bei Birmingham entstand, quasi als ‚Nebeneffekt‘ der Gründung einer der englischen „New Towns“ mit Namen „Telford“

(nach dem berühmten Ingenieur Thomas Telford benannt) der „Ironbridge Gorge Museum Trust“, eine Mischung aus Freilichtmuseum technischer Denkmale und Originalstandort einer ganzen Reihe historischer Industrieeinrichtungen (u.a. der erste Hochofen für Kokskehleinsatz) und damit in Teilen ein begehbares Industriedenkmal.<sup>20</sup>

In Schweden mit dem Hüttenwerksstandort Bergslagen<sup>21</sup> und in Frankreich mit der Etablierung des „Ecomusée Le Creusot“<sup>22</sup> geschah ähnliches. Das Konzept vom Industriemuseum im Industriedenkmal lag also sozusagen in der Luft.

Ein nicht ganz so glückliches Konzept lag dem Plan zugrunde, in der Kohlenwäsche der 1932 in Betrieb gegangenen Steinkohlen-Schachanlage Zollverein 12, seit 2001 Welterbe der UNESCO, einer mit dichtem historischem Maschinenbesatz gefüllten Anlage, ein Ruhrmuseum einzurichten. Entgegen dem Rat von Masterplan-Verfasser Rem Koolhaas, der einen Neubau empfohlen hatte, richtete man dieses Museum unter Opferung eines Großteils des Maschinenensembles ebendort ein. Auch die Außenhaut dieses größten Einzelbaues der Schachanlage fiel den Erfordernissen einer Vollklimatisierung zum Opfer. Die auf Zollverein beheimatete Stiftung gleichen Namens – sie ist seither mehrfach mutiert – hatte bis zur Museumsgründung pro Jahr immerhin nicht weniger als 62.000 Besucher durch die von der UNESCO als maschinentechnisch bedeutend eigens hervorgehobene Kohlenwäsche führen können, als sie noch nichts anderes als eben eine Kohlenwäsche war. Das im Auftrag der UNESCO arbeitende Monitorsystem von Icomos war seit Ende 2004 kritisch mit der Anlage beschäftigt, erreichte aber keinerlei Modifikation.

### **Westfälisches und Rheinisches Industriemuseum**

Was aber ab 1979 konkret und positiv realisiert werden konnte, waren die zahlreichen – mittlerweile insgesamt 14 – Standorte des Westfälischen und ab 1984 auch des Rheinischen Industriemuseums. Einige dieser Standorte entsprachen dabei genau dem von der Industriedenkmalpflege entwickelten Konzept des Industriemuseums im integral erhaltenen Industriedenkmal: dies gilt z.B. in besonderem Maße für die Tuchfabrik Müller in der Voreifel, wo man mit vorbildhaft minimalen Interventionen am originalen Bestand museumsdidaktisch punktet, oder für die Gesenkschmiede Hendrichs in Solingen, beides freilich im Vergleich zu Zollverein er-

heblich kleinere Objekte. Viele andere Standorte, so die älteste mechanisierte Baumwollspinnerei des Kontinents in Ratingen bei Düsseldorf oder die frühe Steinkohlenzeche Nachtigall in Witten an der Ruhr, stellten sich als leere Hüllen dar, die zur Aufnahme des Museumsbetriebes erst gefüllt werden mussten. Denkmalpflegerisches Ziel war es, ein alle maßgeblichen historischen Branchen und Technologien umfassendes Industriemuseum mit zahlreichen Einzelstandorten in Industriedenkmalen zu entwickeln. Ähnliches übrigen strebte man etwa um die gleiche Zeit in der DDR an, wo Standorte für ein landesweites Technikmuseum, untergebracht jeweils in Industriedenkmalen, gesucht wurden. So war z.B. der imposante, stadttorähnliche Bayerische Bahnhof in Leipzig als Verkehrsmuseums-Standort vorgesehen, in Berlin-Friedrichshagen wurde seit 1987 ein Wasserversorgungsmuseum im Wasserwerk am Müggelsee vorbereitet.<sup>23</sup>

Es gab auch denkmalpflegerische Ausrutscher: Im westfälischen Bocholt, einem Landstrich, in dem es vor historischen Textilfabriken nur so wimmelte, errichtete man eine funkelneue, nichtsdestotrotz in altem Gewande daher kommende, ‚historische‘ Betriebsstätte, ein frühes Beispiel der heute so beliebten Nach- oder Neuschöpfungen.

Aber auch dort, wo authentische Bestände in größerem Umfang erhalten waren, wie bei der Schachanlage Zollern 2/4 in Dortmund-Bövinghausen (deren drohender Abbruch für Westdeutschland Ende der 1960er Jahre diejenige ‚eye-opener‘-Funktion übernahm, die für England bereits 1962 der (von Premier Harold Macmillan persönlich angeordnete) Abbruch von Philip Hardwicks „Doric Arch“ der Londoner „Euston Station“ gehabt hatte), brachte die Entwicklung des Industriedenkmal zum Industriemuseum die Bestrebung mit sich, der kompletteren Anschaulichkeit halber zwei hier längst abgebaute Fördergerüste durch Translozierung dem 1969 vorgefundenen Zustand neu hinzuzugesellen. Eine gewisse Rechtfertigung für dieses Vorgehen liegt in dem Fakt, dass auch produzierende Förderanlagen sich solcher Verfahren bedient hatten. Besagtes Streben nach Anschaulichkeit sorgte dann aber auch für die Errichtung einer neuen Schachthalle, die so authentisch wirkte, dass Uneingeweihte den Unterschied zwischen Altanlage und Hinzufügung nicht mehr bemerken konnten. Das Dilemma vieler neugegründeter ‚Industrie‘-Museen (im Gegensatz zu Technik-Museen) war häufig, dass es – trotz deren reichlicher Existenz – nicht gelang, sie an

Standorten mit integral erhaltenem Gebäude- und Technikbestand anzusiedeln, sondern dass man aus Gründen verschiedenster Art häufig in ‚leere Scheunen‘ ziehen musste, die dann das Collage-Verfahren der Heranholung anderswo aus dem ursprünglichen Zusammenhang genommener Objekte erzwangen. Dies führte nicht selten zu Konflikten mit der um die Kontextwahrung originaler Zusammenhänge bemühten Denkmalpflege, die freilich häufig genug auch keine anderen Erhaltungsmöglichkeiten ‚vor Ort‘ zu benennen wusste. Auch methodisch-theoretisch entwickelten sich divergierende Ansichten: Während die Museumsleute stark auf die vermittlungsbezogenen, didaktischen Notwendigkeiten und damit auf den Zwang zu Eingriffen in den Originalbestand, zum ‚Arrangieren‘ oder ‚Inszenieren‘ verwiesen, bauten die Denkmalpfleger stärker auf die ‚Beweiskraft‘ des Authentischen, den auch in- struktiven Charakter des ‚Wie-es-gewesen‘.

### **Das begehbbare Industriedenkmal**

Erfahrungen dazu ließen sich vor allem an den hochindustriellen Großkomplexen von Zechen und Hüttenwerken sammeln, die mit der Tätigkeit der von 1989 bis 1999 laufenden „Internationalen Bauausstellung Emscher Park – IBA“ in einer Art Quantensprung in die Reichweite denkmalpflegerischer Schutzbemühungen gerieten.

Hier entstanden oft moratoriumsartige Zwischenzonen oder Zeitfenster zwischen dem aufgegebenen industriellen Betrieb und weiteren Verfahrensweisen mit dem zur Produktion nicht mehr benötigten Großobjekt. Dank der IBA wich die meist übliche Praxis der möglichst sofortigen Beseitigung solcher Anlagen an einigen Orten einer verlangsamenden, nachdenklicheren Umgehensweise. Diese Moratoriumsphase nutzten IBA, Denkmalpflege und viele Initiativen vor Ort von 1989 bis 1999 zur Zugänglichmachung der bisher ‚verbotenen Orte‘, so wie es heute die hochverdienstvolle Dortmunder Landesstiftung „Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur“ weiter tut.

Als ein gelungenes Beispiel für die Perpetuierung eines solchen Effektes kann zum Beispiel das ‚begehbbare Industriedenkmal‘ Rammelsberg bei Goslar – mitsamt dessen Altstadt seit 1994 Weltkulturerbe – gelten. Hier stehen den didaktisch aufbereiteten Anlagenteilen große Bereiche weitmöglichst unveränderter, aber betretbarer Denkmalzonen über und unter Tage gegenüber. Verdienstermaßen feierte das um das Wasserregal Oberharz zum industriellen Flächendenkmal vergrößerte

Welterbe unlängst sein 25-jähriges Jubiläum als UNESCO-Welterbe-Objekt.<sup>24</sup> Ein weiterer Standort dieser Art ist seit 2002 die als „F60“ bekannte Braunkohlen-Tagebau-Förderbrücke im brandenburgischen Lichterfeld, die als „horizontaler Eiffelturm“ in unveränderter Gestalt im ursprünglichen Arbeitsumfeld zahlreiche Besucher anzieht.<sup>25</sup>

Den Fachleuten war natürlich klar, dass ein zunächst immer gegebener direkter Bezug von Besuchern eines Industriedenkmals/-museums und den hier zu sehenden historischen Arbeitswelten seinerseits historisch werden musste.

Heute, nach über 25jährigen Erfahrungen mit Industriemuseen und 40 Industriedenkmalen, ist nicht mehr von der Hand zu weisen, dass die Denkmale wie auch die in ihnen etablierten Museen nicht mehr zum gleichen Publikum sprechen können, wie dies noch um 1980 der Fall war. Die Kontinuität eigener, mit ins Museum gebrachter Erfahrungen ist abgerissen. Bei postindustriellen, mit den Mechaniken industrieller, gar schwerindustrieller Produktion kaum mehr vertrauten nachwachsenden Generationen kann ein gewisser Grad prozeduraler Informiertheit nicht mehr vorausgesetzt werden. Im gleichen Maße könnte aber auch die Faszination gerade der authentisch daher kommenden Zeugen dieses hinter dem Erfahrungshorizont heutiger Besucher versinkenden Zeitalters wachsen. Es ließe sich sogar eine Theorie bilden, nach der vielleicht gerade das nicht in didaktische und mediengerechte Pflichten genommene industriehistorische Original-Objekt stärker wirkt als der zwangsläufig mit beschränkteren Mitteln in Angriff genommene Versuch, einer vorherrschenden Medien- und Event-Welt im Museum Paroli bieten zu wollen. Mit anderen Worten: vielleicht beeindruckt der beim Besteigen eines ‚echten‘ Hochofens in die Nase steigende Geruch vergangener Prozesse eben doch mehr als der synthetisierte Nachahmungseffekt, mit dem heute bereits Museen den in ihre nachgestellten Situationen gelockten Besucher beeindrucken wollen.

Es ist dies auch eine gute Gelegenheit, hier nochmals auf den Gebrauch des Begriffes von der ‚Industriekultur‘ zu rekurrieren. Was Denkmalpfleger und Museumsleute seit 1970 taten und auch heute noch tun, ist, an einer durch den weiter werdenden Abstand immer präziser werdenden Definition mitzuwirken, was die Summe des Industriezeitalters aus der Perspektive einer zumindest in unseren Breiten immer deutlicher als „postindustriell“ zu defi-

nierenden Welt ausmacht. Industriekultur also zu subsumieren als Gesamtleistung aller in den letzten 250 Jahren am Prozess der Industrialisierung Beteiligten, vom Hüttenwerksdirektor bis zum Kumpel vor Kohle, vom Lokführer bis zum Schaueremann, vom Gaswerksleiter bis zum Heizer im Elektrizitätswerk, um die drei Hauptgebiete technisch-industrieller Aktivitäten ‚Produktion – Verkehr – Versorgung‘ zu tradieren, die die Prozesse benennen, die Europa und die Welt tiefgreifend und irreversibel veränderten. Dies in seiner Gesamtheit wäre dann als ‚Industriekultur‘ zu beschreiben. Definitiv nicht als solche zu benennen ist dann die Summe all der vielfältigen Aktivitäten, die sich an den und um die Zeugen unserer industriellen Vergangenheit veranstalten lassen. Dazu zählen die Bergsteiger vom Alpenverein Duisburg, die an den Duisburger Eisenhütten-Bunkerwänden klettern und die ebenso willkommen sind wie die Taucher, die im ehemaligen Hüttengasbehälter substanz-zerstörungsfrei Lebensrettung üben. Dazu zählen auch die immer zahlreicher werdenden Besucher von Musik- und Theaterveranstaltungen an noch immer ungewöhnlichen Orten, z.B. im Rahmen der „Ruhrtriennale“. Sie alle beziehen einen erlebnishaften Mehrwert aus dem so lange unzugänglichen Reiche der Industrie-Zyklopen, fügen ihm aber durch ihre Aktivitäten keinen seinen Dokumentarwert vernichtenden Schaden zu.

Im Gegensatz zu diesen positiven Möglichkeiten ist aus dem Blickwinkel des Autors fast so etwas wie eine gewisse Kleinmütigkeit von Teilen der Kulturpolitik zu erkennen. Man strebt nach einer Rentabelmachung kultureller Angebote – denn fast immer diese sind es, die an die Stelle der erloschenen industriellen Erwerbsarbeit treten sollen – auf dem Wege der Übernahme ‚professioneller‘ Entertainment-Techniken. Dies manifestiert sich beispielsweise im Ruhrgebiet darin, dass man kulturellen Veranstaltungsorten in Industriedenkmalen ‚professionelle‘ Standards an Klimatechnik, Akustik und Komfort verleihen will. Zum einen tritt man damit in eine – in den Augen des Verfassers – fatale Konkurrenzsituation zu den zahlreich vorhandenen ‚konventionellen‘ Aufführungsorten ein. Zum anderen verschiebt man damit die Erscheinungsform ursprünglich authentischer Zeugen der Hochindustrialisierung ins Postmodern-Collagierte. Die sogenannte „Jahrhunderthalle“ in Bochum ist hier ein – in meinen Augen negatives – Beispiel, deren historische Substanz, im Inneren weitgehend erhalten, in der Außenwahrnehmung

hinter titanzinkverkleideten, ausgreifenden Neubauteilen nahezu gänzlich verschwindet.

Damit aber gefährdet man die nun wirklich letzten Zeugen von hundertfünfzig Jahren Industrieentwicklung, die uns zum Erinnern an eine vergangene Epoche noch zur Verfügung stehen. Das Nachwendeuropa ist ein guter Ort, um diese Gefährdungsprozesse zu studieren. Immer weiter nach Osten muss bereits heute schon reisen, wer unverfälschte Relikte der Schwerindustrie vor Augen haben will. Genügte dazu noch vor wenigen Jahren eine kurze Reise ins oberschlesische, für die deutsche Industrieentwicklung einst eminent wichtige Industriegebiet, wird dafür morgen schon die vier Flugstunden weitere Fahrt in den Ural kaum noch ausreichen.

Vielleicht sollten wir den vielen gegenwärtig nach China oder Indien verkauften Objekten deutscher Großindustrie die Auflage einer Erhaltung nach Gebrauch mitgeben, um demnächst wenigstens nach zehn Flugstunden auf Zeugen unserer eigenen industriellen Vergangenheit treffen zu können.

Es gibt hier aber auch gute Lösungen des Problems der Erhaltung größtmaßstäblicher historischer Industriekomplexe. So konnte anlässlich der IBA-„Halbzeit“ 1994 der breiten Öffentlichkeit der überwältigende Riesenraum des 350.000 Kubikmeter enthaltenden Gasbehälters der ehemaligen Gute-Hoffnung-Hütte in Oberhausen zugänglich gemacht werden. Im Rahmen der Ausstellung „Feuer und Flamme“ unterrichteten sich Hunderttausende Besucher über die Geschichte des Ruhrgebietes, bekamen aber gleichzeitig auch Zutritt zu einem der mit seinen Dimensionen überwältigenden, ‚verbotenen‘ Technik-Räume der Großindustrie, der darüber hinaus die gesamte Prozedur nahezu vollständig unverändert überdauern konnte. Gasbehälter werden heute an vielen Orten umgenutzt, so in Dresden, Leipzig, Berlin oder Augsburg. Als wir in den 1970er Jahren vor diesem Problem standen, schien es denkmalpflegerisch fast unlösbar. Auch Großkraftwerke als Landmarken der Zweiten Industriellen Revolution gelten heute als erhalt- und umnutzbar: so in London die – allerdings unter Aufgabe des Maschinenbestandes – als „Tate Modern“ firmierende Ausstellungsstätte moderner Kunst in der ehemaligen Bankside Power Station oder die besser erhaltenen zahlreichen Berliner Umspannwerke der 1920er Jahre.

Unsere spezifische zeitgenössische Kultur können wir heute beweisen, indem wir als Träger einer Geschichtskultur der Summe eines Zeitalters, das

die Industriekultur hervorgebracht hat, kompetent unsere Reverenz erweisen, indem wir den spezifischen Gehalt dieser Kultur schonend über die Zeitläufte bringen. Wie auch immer die Zutaten unserer heutigen Kultur in den industriekulturellen Kontext zu bringen sind, wir müssen lernen, dass das Event ohne Content auf mittlere Sicht nicht organisierbar ist und des Weiteren, dass Content ohne Authentizität auch in Zukunft nicht zu haben ist.

Um auf meine eingangs zitierte ex-negativo-Aussage zurückzukommen: „Eins ist Industriekultur sicher nicht: Hindemith in der Abstichhalle“. Ich hoffe, Ihnen auf diesem Wege im Ausschlussverfahren ein wenig nähergebracht zu haben, was ich unter Industriekultur verstehe.

## Abbildungsnachweis

- 1 Axel Föhl: Bauten der Industrie und Technik, hg. v. Deutschen Nationalkomitee für Denkmalschutz, Bd. 47, Bonn, o.J.
- 2 Landesregierung Nordrhein-Westfalen (Hg.): Nordrhein-Westfalen-Programm 1975, Düsseldorf 1970

## Anmerkungen

- 1 Der Spiegel 35, 29.8.1983, S. 176
- 2 1929–1938: Annales d'histoire économique et sociale, ab 1946 Annales. Économies, sociétés, civilisations
- 3 Stellvertretend sei hier genannt: Helmut Böhme: Prolegomena zu einer Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Deutschlands im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt 1968
- 4 In der Abfolge u.a.: Glaser, Hermann, Wolfgang Ruppert, Norbert Neudecker: Industriekultur in Nürnberg, München 1980; Boberg, Jochen, Tilman Fichter, Eckhart Gillen (Hg.) Exerzierfeld der Moderne. Industriekultur in Berlin im 19. Jahrhundert, 2 Bde. (=Industriekultur deutscher Städte und Regionen, hg. v. Hermann Glaser), München 1984; Plagemann, Volker, u.a.: Industriekultur in Hamburg. Des Deutschen Reiches Tor zur Welt (=Industriekultur deutscher Städte und Regionen, hg. v. Hermann Glaser), München 1984; Dülmen, Richard van (Hg.): Industriekultur an der Saar. Leben und Arbeit in einer Industrieregion (=Industriekultur deutscher Städte und Regionen, hg. v. Hermann Glaser), München 1989
- 5 Landesregierung Nordrhein-Westfalen (Hg.): Nordrhein-Westfalen-Programm 1975, Düsseldorf 1970
- 6 Ebd. S. 118
- 7 Föhl, Axel: Industriedenkmal + Industriemuseum – Industriekultur?, in: Mainzer, Udo (Hrsg.): Jahrbuch der Rheinischen Denkmalpflege, Worms 2009, S. 119
- 8 Pirke, Klaus: Industriekultur und ihre Bedeutung für gesellschaftlich-planerische Prozesse am Beispiel der Erhebung von industriekulturellen Potenzialen Plädoyer für eine angewandte Industriekulturforschung in den Regionen, in: Forum Geschichtskultur Ruhr H. 1, 2010, S. 177
- 9 Müller-Jentsch, Walther: Management und Industriekultur, in: Gewerkschaftliche Monatshefte 4/89, S. 226
- 10 ebd., S. 224–25
- 11 Föhl, Axel: The Palace of Projects oder: Was ist Industriekultur im Revier?, in: Forum Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur H. 2, 2001, S. 54
- 12 Pirke, Klaus 2010 (wie Anm. 8) S. 173
- 13 Dazu vgl.: Föhl, Axel: Bauten der Industrie und Technik (=Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz, Bd. 47), 2. Aufl., Bonn 1996, S. 29 ff.
- 14 Parent, Thomas: Von der Schönheit der Eisenkonstruktion (=LWL Industriemuseum, Kleine Reihe, Bd. 13), Essen 2013
- 15 Niethammer, Bernhard / Fissabre, Anke: Die Steiff Spielwarenfabrik in Giengen/Brenz. Ein unbekanntes Meisterwerk der frühen Moderne, Aachen 2017

- 16 Wildemann, Theodor: Technische Kulturdenkmäler in den Rheinlanden und ihre Erhaltung, in: Rheinischer Verein für Denkmalpflege und Heimatschutz, H. 2, 1931, S. 127–156; Matschoss, Conrad / Lindner, Werner: Technische Kulturdenkmale, München 1932; Landeshauptmann der Provinz Brandenburg (Hg.): Technische Kulturdenkmale in der Mark Brandenburg, Teil 1 sowie Teil 2, beide Potsdam 1937; Claas, Wilhelm: Die technischen Kulturdenkmale im Bereiche der früheren Grafschaft Mark, Hagen 1939
- 17 Landeskonservator Rheinland (Hg.): Arbeitersiedlungen 1, Bonn 1971
- 18 Mitteilungen des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz, Heft 1, 1910: Industriebauten, S. 7–53
- 19 Föhl, Axel 1996 (wie Anm. 13), S.29 f.
- 20 Für das Ironbridge Gorge Museum und die Industrielandschaft aus der es hervorgegangen ist gilt Barrie Trinder, langjähriger Mitarbeiter des „Ironbridge Institute“, als bester Kenner: Trinder, Barrie: The Industrial Revolution in Shropshire, 4th ed., Stroud 2016; ders.: The Industrial Archaeology of Shropshire, 2th ed., Wootton Almely 2016
- 21 Zu Bergslagen siehe: Morger, Kerstin: Bergslagen – the Iron Production Region in Sweden, in: Technology and Industry. A Nordic Heritage, hg. V. Jan Hult and Bengt Nyström, Canton 1992, S. 185–188
- 22 Zu Le Creusot siehe: Pillet, Frédéric: Le Patrimoine industriel minier du bassin de Blanzay, Montceaux, le Creusot, Paris 2000; ders.: Le Patrimoine industriel métallurgique autour du Creusot, Paris 2001
- 23 Zum Museum im alten Wasserwerk: Bärthel, Hilmar: Wasser für Berlin, Berlin 1997, S.57–73
- 24 Dazu siehe die Publikation zum 25. Jahrestag der Unterschutzstellung durch die UNESCO: Montanregion als historisches Erbe, hg. v. Weltkulturerbe Rammelsberg Museum und Besucherbergwerk, Goslar 2017
- 25 Baxmann, Matthias: Besucherbergwerk Abraumpförderbrücke F60, in: Kohle, Wind und Wasser. Ein energiehistorischer Streifzug durch das Elbe-Elster-Land, hg. v. Kulturamt des Landkreises Elbe-Elster, Herzberg, S. 73–88